

Zeitschrift: Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift
Herausgeber: Pestalozzigesellschaft Zürich
Band: 4 (1900-1901)
Heft: 6

Artikel: Die Glocken in ihren Wirkungen auf Kunst und Gemüt
Autor: Oswald, Josef
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-664073>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 23.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Die Fülle der Natur hat sich in seiner klaren Seele so rein und tief gespiegelt, wie bei keinem andern Zeitgenosse; denn er war selber reich und groß, rein und wahr, als Mensch nicht minder denn als Künstler. — Mit einem solchen bekannt zu werden, ist eine Gnade. Wer je nach Basel kommt, versäume deshalb nicht, im Museum dem Böcklin-Saal, der eine stattliche Reihe von seinen schönsten Werken birgt, einen Besuch zu machen und dort dem großen Toten, der in Florenz begraben liegt, im Stille den Tribut der Liebe und der Huldigung darzubringen.

„Der Weltentruhm ist nichts als Windeswehen,
Das anders heißtt, sobald's die Richtung tauscht,”
sagt Dante wahr; doch dürften Jahrhunderte vergehen, ehe Böcklins Ruhm verblaßt.

Die Glocken in ihren Wirkungen auf Kunst und Gemüf.

Von Josef Oswald.

Nachdruck verboten.

Einer der auffallendsten Unterschiede zwischen Neuzeit und Vergangenheit bildet das Tempo, das Leben und Arbeit angenommen haben. Nicht mehr eine erhöhte Temperatur, die ja das Merkmal aller genialen Anspannung ist, ein wahres Fieber kennzeichnet das Gebiet erfolgreicher Hervorbringungen und wirkt zurück auf diejenigen, die sie aufzunehmen und in sich zu verarbeiten haben. Wären diese wirklich noch mit dem naiven Sinne ihrer Vorfahren befähigt, die wunderbaren Erfindungen und Entdeckungen mythisch zu beleben, poetisch zu beseelen und traumhaft mit Märchen und Sagen zu umkränzen, daß man als Dichter nur die Hand auszustrecken brauchte, um der schönsten Romanzen- und Novellenstoffe habhaft zu werden, sie würden es dennoch nicht vermögen, denn es fehlt ihnen an dem nicht minder nötigen, an jener ruhigen Muße, die zu solchem Sinnen und Spinnen, Träumen und Dichten unerlässlich ist. Es dringt des Neuen und Verwirrenden zu viel ein. Weil aber der rasche Pulsschlag innerhalb der Region der geistvollen Arbeit sich unwillkürlich ihren niedern Stufen bis zu den gewöhnlichen Hantirungen und Geschäften mitteilt, kämen die Menschen größtenteils vermutlich überhaupt nicht mehr zur Betrachtung und Grinnerung, wenn es keine Feiertage gäbe.

Wohlan denn, Feiertagsstimmung, da die Gedanken, entlastet von der Bürde des Alltags, gern der Gegenwart entschwärmen, da die Luft, sonst vor allem die stumme Vermittlerin telegraphischer und telephonischer Wichtig- und Nichtigkeiten, von den ehernen Schlägen der Festglocken schüttert und das vereinte Geläute wie ein donnerstürmiger Choral an die Herzen röhrt, — Feiertagsstimmung voraussezend, sei es



„Der Erstgeborene“. Nach dem Gemälde von L. Horwitz.

gestattet, einen ihrer Urheber, das majestätische Glockeninstrument selbst, zum Gegenstande der Betrachtung zu wählen.

Man ist vielleicht geneigt, seine Erfindung nicht viel höher anzuschlagen als die der Trompete oder Posaune, indem man einzig den Klang der Glocke in Betracht zieht, als das stärkste, dem Bereich der musikalischen Schönheit angehörende Signal. Indessen braucht man nur die Einflüsse und Beziehungen, die sie seit über zehn Jahrhunderten geübt hat, aus dem menschlichen Dasein samt seinem künstlerischen Drum und Dran sich ausgeschaltet zu denken, so erkennt man, welch hohen idealen Wert der Erfindung eignet, wie eingreifend, umgestaltend, kurz wie wirkungreich sie trotz allem, was die Neuzeit gebracht hat, war. Da sie in jene frühe Zeit fiel, worin die Menschen, sachlicher als heute, nur zu oft den Autor über dem Werke vergaßen, stehen wir vor demselben Dunkel, das den Baumeister des Kölner Domes wie den Geburtsort Homers umgibt. Es ist eine Vermutung, keine Gewissheit, die als Erfinder den um 400 lebenden Paulinus nennt, auf dessen Bistum Nola in Campanien die lateinische Bezeichnung für Glocke — campana — wie die im Mönchslatein übliche — nola — zurückgeführt wird. Auch sonst wissen wir nur, daß die Glocken im Abendlande seit dem siebenten Jahrhundert unter Papst Sabinianus, im Morgenlande seit dem neunten Jahrhundert in Gebrauch kamen.

Wenn die in der Folge sich äußernde mannigfache Wirkung einem schöpferischen Gedanken entsprang, der uns nachträglich höchst einfach, geradezu selbstverständlich erscheint, so ist das eben eine Eigentümlichkeit, ja das Merkmal alles Großen. Wie gesagt, wir sind aufs Raten angewiesen. Aber kannte nicht schon das vorchristliche Altertum Schellen? Ließen nicht schon die Hebräer und Römer diese zu verschiedenerlei Ankündigung erklingen? So mochten denn, was spielerische Dichter-Willkür wohl als der Glocken Kinder ausgibt, umgekehrt deren Väter und Vorbilder gewesen sein, wenn auch nicht anzunehmen ist, daß die ersten Glocken schlechtweg vergrößerte Schellen waren. Denn damit ein neuer Gedanke erzeugt werde, müssen wenigstens zwei alte sich paaren. Da liegt es nun nahe, an das, was vor den Glocken deren Dienst versah, zu erinnern, zu zu einer Zeit, als das Christentum nicht mehr der Heimlichkeit eines von Haus zu Haus den Gottesdienst ansagenden Gilboten, des sogenannten „Läufers“ bedurfte. Die Sitte, mit Hammerschlägen auf Holz- oder Metallplatten, auf das heilige Eisen (Hagiosideron) das Zeichen zu geben, gehört allerdings vorwiegend der griechischen Kirche an; aber daß sie auch in der abendländischen geübt wurde, hat man mit Recht aus ihrer pietätvollen Beibehaltung in den Klöstern des Abendlandes gefolgert.

Nehmen wir die Schellenform, dazu den wichtigen Ton eines auf eine starke Platte anschlagenden Hammers als Fundamente der Erfindung, so gelangen wir zum ursprünglichen Glockenmodell, indem wir uns drei oder vier Metallplatten etwa in Gestalt einer Kuhsschelle mit Nägeln zusammengenietet, und dieses Instrument nicht geläutet, sondern geschlagen denken, wie denn wirklich eine angeblich aus dem Anfange des siebenten Jahrhunderts stammende, jedenfalls sehr alte Glocke, der „Saufang“ im Kölner Museum eine solche Beschaffenheit hat. Von der primitiven Form bis zu der ein- für allemal vollendeten, deren schön geschweiftes Profil sich sogleich vor unserem Geiste zeichnet, wenn wir das Wort „Glocke“ aussprechen, war selbstverständlich ein eben so weiter Weg wie von dem ersten nicht allzugroßen Umfang bis zu der Riesengestalt, die man später und heute noch den Glocken zuweisen gab und gibt. Versuche, bald in zuckerhut-, bald in bienenkorbartiger Gestalt, gingen voraus, bevor der vollkommene Typus gefunden wurde. Setzte dieser doch nicht bloß eine ausgebildete Technik, sondern auch einen Meistergenius voraus, der entsprechende Naturformen zu stilisiren verstand, wodurch diese denn nachträglich auf den Namen des Gerätes getauft wurden, dem sie zur künstlerischen Erscheinung verholzen hatten (die Campanulaceen der Botanik).

Wir sprachen von den eingreifenden Änderungen, die die Erfindung der Glocken bewirkte, und dachten dabei zunächst an diejenigen in der kirchenbaulichen Konstruktion. Wer, die Alpen überschreitend, zum ersten Male einen Campanile erblickt, fühlt sich befremdet. Es ist nicht so sehr das Ungewohnte, denn freistehende Türme als Überbleibsel zerstörter Kirchen sind uns nicht unbekannt; aber während diese wirken, wie der Ruin wirkt, macht uns der italienische Glockenturm in seiner gewollten Absonderung den Eindruck der Willkür; die in Fleisch und Blut eingedrungene Überzeugung, daß das Zusammengehörige auch organisch zusammenzupassen sei, lehnt sich in uns gegen eine solche Isolation eines einzelnen Kirchenbestandteils auf. Nach und nach freilich, indem wir uns in die Eigentümlichkeit der dortigen Kunst einleben, lernen wir auch mit der Eigentümlichkeit des Campanile uns abfinden, vor allem seine Unvermeidlichkeit begreifen.

Als an die Italiener die Notwendigkeit herantrat, der neu erfundenen Glocke ein hoch in die freie Schallregion emporgetriebenes Gehäuse zu schaffen, besaßen sie schon eine ihrer Eigenart entsprossene Architektur, stand ihr Kirchenbau in seinen wesentlichen Formen fest und bedurfte sozusagen nur einer logischen Fortentwicklung. Es wäre aber unlogisch gewesen, nun hohe und schlanke Glockentürme in ihren Basilikenplan hineinzuarbeiten. Denn da sie gleich den Römern und Griechen das einheitlich Ge-

sammelte liebten und daher starke Gliederungen vermieden, wie sollte sich damit eine so mächtige Emporgliederung, wie Türme sie darstellen, vereinigen lassen? wie deren alles beherrschende Tendenz in die Höhe mit ihrer Tendenz in die Breite, die selbst der Kuppelbau, ungeachtet es dabei auf Höhewirkung abgesehen war, kraft der ruhigen und breiten Zirkellinie nicht aufhob, sondern nur bestätigte? — Erst als sie in ihren Konstruktionen fremden Einflüssen folgten, ließen auch sie die Türme organisch aus dem Grundriß der Kirche emporwachsen. Im Uebrigen halfen sie sich eben dadurch, daß sie den Campanile abgetrennt in die Nähe der Kirche pflanzten, wobei sie es gewissermaßen als nationales Paradestück recht augenfällig machten und so gelegentlich die Bizarerie auf die Spitze trrieben. Man denke nur an den schiefen Turm von Pisa in seinem Arkadenkäfig.

Diesseits der Alpen dagegen fanden die Glocken nichts weniger als eine fertige nationale Kirchenbaukunst vor. Was sie antrafen, war eine in Fluß befindliche Mischung von architektonischen Elementen, die durchweg desselben Weges gekommen waren wie sie. Die schliefliche Form, der man noch suchend entgegenstrebe, mußte hier naturgemäß von den neuen, immer mehr sich ausbildenden kirchlichen Bedürfnissen entscheidend mitbestimmt werden. Sollte da nicht vor allem der Glockenturm, den die Verkündigung des Gottesdienstes forderte, harmonisch mit dem Gotteshause verschmolzen werden? Tatsächlich geschah es so, indem man mit dem Steinbau der Kirche zunächst einen Holzturm verband, bald aber auch dazu zum selben Material griff.

Es würde zu weit führen, Schritt für Schritt den Entwickelungsgang des Turmes als einfachen Glockenträgers bis zu dem vollendeten, den ganzen Kirchenbau charakterisirenden Turmsystem zu verfolgen, bei dem man sich kaum mehr seiner nächsten und eigentlichen Bestimmung erinnert. Uns genügt, es im romanischen Stil schon voll in die Erscheinung treten zu sehen. Wenn aber hier der Drang in die Höhe, wie er sich bei den bedeutenderen Kirchen durch eine ganze Anzahl großer und kleiner hoher und niedriger Türme so ausdrücksvoll kundgibt, von dem Rundbogenmotiv, dieser fortwirkenden romanischen Reminiscenz, die dem Stil seinen Namen gibt, noch beschwichtigt war, so fanden nun die jungen, das Christentum leidenschaftlich erfassenden germanischen Völker ihre eigene Bauweise, indem sie jenem Drang die Zügel schießen ließen, während sie die milde gehaltene Rundbogenform endgültig preisgaben. Sie streckten den Bogen zum Spitzbogen, sie ließen aus dem umkleidenden Ornament überall die schlanke Turmform der Filiale emporwipfern, sie bedachten die Türme selbst mit der ganzen triumphierenden Kunst, daß die Riesengestalten wie in Anmut verwandelt erscheinen. So ward das Zweckvolle

gänzlich zum Schönen geadelt. Vernehmen wir jetzt der Glocken Stimme, so denken wir nicht mehr an den Zug der Seile im Innern, wir meinen, die Luft, wie sie rings durch die zierlich durchbrochenen Helme flutet, brächte die melodische Seele dieser Wunderwerke zum Tönen. Hand in Hand mit der baukünstlerischen Meisterschaft ging die Entwicklung des Glockengusses bis zur höchsten Vollendung; wüßten wir es nicht ohnehin, ein noch immer auf die alten Münstertürme passender Spruch würde es uns lehren: „Je schöner der Turm, je schöner das Geläute.“

Von dem musicalisch reinen Ton, von der schön gestimmten Klangfülle des Geläutes auf der Höhe der Glockenkunst zurück zu ihren Anfängen ist ein dunkler Weg, auf dem wir die Phantasie zu Hilfe rufen müssen, wollen wir uns die Wirkungen des ungewohnten Lautes auf die Gemüter ausmalen. Jedenfalls verkündigte sich von Anfang an in ihm, wie er auf weite Strecken die Atmosphäre beherrschte und selbst ihre geräuschvollen Strömungen mit seiner metallischen Kraft durchbrach, das ungestüm erobernde jugendliche Christentum in eindrucksvollster Symbolik. Wie aber, da er diesseits der Alpen in der Region der wilden Wetter ungekannt und überraschend an die Barbarenseelen rührte? Er erfüllte sie mit Schrecken; wir lesen von einem Belagererheer, das entsetzt davonlief, als in der Stadt die Glocke zu läuten begann. In den Dämmerungen dieser ersten Erfahrungen ist offenbar der Ursprung einer Sitte zu suchen, die durch sie wenigstens eine sehr einleuchtende Erklärung findet. Bekanntlich konnten die unter den heidnischen Germanen wirkenden Missionare deren mythologische Vorstellungen nicht wirksamer bekämpfen, als daß sie die Ohnmacht der Götter augenfällig machten. Wie sie daher in den heiligen Hainen die Axt schwangen, wie ein St. Bonifaz die Donars-Eiche fällte und, da kein strafender Gott Rache an ihm nahm, die unwilligen Zuschauer seines Tuns in willige Lauscher seiner Lehre verwandelte, so lag es nicht minder nahe, gegen die Wetter des Donnergottes den Erzklang der christlichen Glocke spielen und in fortgesetzten Schwingungen über das allmählige Verbrausen seiner Wut siegen zu lassen. Von vornherein schwelte ja über der germanischen Götterwelt der Fluch der Endlichkeit; nun mochten ihre Bekänner die befürchtete Stunde der Götterdämmerung hereingebrochen wähnen: Donar und seinesgleichen auf der Flucht vor dem neuen Christengotte, dessen Stimme man im Glockenschall zu hören glaubte. Was sich so bewährt hatte, erhielt sich unwillkürlich in der Folge; das Gewitterläuten, nun als Mahnung zum Gebet, sollte dazu beitragen, die Neubekhrten im Glauben zu bestärken, zumal in solchen Schreckensaugenblicken der Aberglaube des alten Naturgöttertums zu erwachen drohte.



Die Schiller-Glocke zu Schaffhausen.

Es ist aber auch eine andere Erklärung um so weniger von der Hand zu weisen, als sie die eben vorgetragene auf das glücklichste ergänzt. Gewiß waren die Missionare mutige Männer, wie denn nicht selten ihr Leben auf dem Spiele stand.

Allein man muß sich die unwirtlichen Gegend, darin sie wirkten, vorstellen. Schrieb doch der h. Bonifatius: „Wer die dunklen Wälder der germanischen Nation zu durchwandern hat, müßte in die Schlinge des Todes fallen, wenn er nicht das Wort Gottes hätte

als eine Leuchte für den Tritt seiner Füße und als ein Licht für seine Pfade.“ Vollends in dem erhöhten Grauen, wie es der Aufruhr der Elemente gelegentlich hervorrief, mußte das Gebet dieser Männer Trost und Zuflucht sein. Sollten sie da, wo sie Ansiedlungen geschaffen und eine Glocke zur Verfügung hatten, diese bei solchen Gelegenheiten nicht läuten, um die Gleichgesinnten zu gleichem Tun zu veranlassen? Wie sich aber an den Glockenklang religiöse, also beschwichtigende Gedanken knüpften, so ward er selbst als etwas Beschwichtigendes empfunden, Grund genug, ihn immerzu und immerzu zu Gehör zu bringen, so lange draußen die Wetter wüteten. Es war der französische Naturforscher Arago, der in seiner Abhandlung „Vom Donner und Blitz“, wo er die Frage aufwirft, ob es nützlich oder gefährlich, während eines Gewitters die Glocken zu läuten, diese Ansicht aufstellte. Indessen mag es sich mit dem Gewitterläuten anfangs verhalten haben wie es will, jedenfalls maß man ihm später eine so große Bedeutung bei, daß man die Glocken Zeugnis dafür ablegen ließ.

Jeder kennt den Spruch auf der vormaligen Münsterglocke zu Schaffhausen, den Schiller seinem Lied von der Glocke als Motto vorangestellt hat. Dieses fulgura frango, womit also dem Geläute symbolisch oder tatsächlich Gewalt über die Wetter zugesprochen wird, kehrt in allen möglichen Glockeninschriften wieder. So heißt es auf der „Susanna“ im Münchener Frauendorf: die posen weter vertreib ich. Auf einer Glocke im St. Peter zu Köln: Donre in ongeweder verdriven ich. Auf einer in Klein-Martin in Köln: Den Donner zerschlage ich. Ebenso sagt ein schwäbisches Sprichwort von den Glocken: „Katharina und Susein treiben die Wetter über den Rhein.“ Was bei den Verkündern der christlichen Lehre ursprünglich wohl nur ein symbolischer Gedanke war, indem sie unter der wetterbannenden Macht der Glocke die Macht des Gebetes verstanden, ward im Volkglauben zu einer Tatsache. Man könnte vielleicht von einer naturwissenschaftlichen Tatsache reden, eingedenk des späteren in seinen physikalischen Voraussetzungen dem Gewitterläuten analogen Gewitterschießens zu Wasser und zu Lande. Allein desgleichen auf seine Haltbarkeit oder Unhaltbarkeit sie zu prüfen, ist nicht unsere Sache. Bemerkt sei nur, daß im achtzehnten Jahrhundert die entgegengesetzte Meinung sich geltend machte, indem man vielfach das Gewitterläuten als gefährlich verbot. Wir haben es hier mit den von den Glocken geübten Wirkungen auf Phantasie und Gemüt zu tun und da sehen wir, wie der allgemeine Glaube noch weiter ging. Hatte man wirklich in der Übergangszeit vom Heidentum zum Christentum die abziehenden Gewitter beim Glockenschall als Abzug der Götter gedeutet, so mischte sich jetzt mit der dunklen Erinnerung daran die Vorstellung von bösen Geistern, worin sich inzwischen die Heidengottheiten verwandelt hatten, und gab den Glocken Macht über die Dämonen überhaupt. „Ich heiße Susanna und treibe die Teufel von danna“ — berühmte sich eine Glocke in Erfurt. Und mit den Dämonen auch deren vermeintliche Schrecknisse und Verderblichkeiten, Pest und dergleichen; Pestem Daemonesque fugo (Ich vertreibe die Pest und die bösen Geister), wie es auf einer Glocke von Steckborn bei Konstanz heißt. Es kündigt sich hier jene Welt üppig wuchernder Phantasien an, aus deren Tiefen sich Gebilde voll poetischer Schönheit erhoben, aber auch Wahnsinnsvorstellungen, die breite schwarze Schatten auf das Leben warfen. „Alle Phantasmen — dienen der Kunst — und sind auch Miasmen — giftführender Dunst“. (Bischof.) Immerhin ist das, was in den angeführten und ähnlichen Inschriften gleichsam offiziell sich kundgibt, einer symbolischen Deutung fähig, wenn man auch freilich in Wirklichkeit gewiß weit davon entfernt war. Allmählich jedoch umschlich der krasseste Aber- und Hexenglaube das die Seelen so wundersam

ergreifende Instrument, es in hundert Heimlichkeiten sich dienstbar machend oder es zu seinen Zwecken nachbildend, wie er ja alles Kirchliche in äffischem Possenspiel zu verzerren liebte. Sagen, die Folianten der Schwarzkünstler, wie der berühmte Philippus Aureolus Theophrastus Bombastus Paracelsus de Hohenheim, endlich die Akten der Hexenprozesse geben Aufschluß darüber. Es war z. B. beim Hokusokus einer Teufelsbeschreibung ein Stückchen geweihtes Glockenmetall vonnöten, da es nächtlicher Weile ins Wasser geworfen werden mußte zum Zeichen, daß die Seele des Höllenkandidaten oder der Höllenkandidatin sich so wenig wieder mit Gott vereinigen werde, wie das geraubte Erz mit der Glocke. Im Gegensatz zu den Kirchenglocken wird von Teufelsglocken berichtet, deren sich die Zauberer zu ihren infernalischen Späßen bedienten, indem solche ungetauften Glocken angeblich mit allerlei wundermächtigen, doch wenig erfreulichen Eigenschaften begabt waren, namentlich sollen sie, umgekehrt wie die getauften, ganz entsetzlich geklungen haben.

Seit altersher war es nämlich wie bis zum heutigen Tage in der katholischen Kirche Brauch, die Glocken gleich dem übrigen Kirchengerät, bevor sie dem Dienst übergeben wurden, zu weißen oder, wie es in diesem besonderen Falle heißt, zu „taufen“, wobei sie unter Waschung, Salbung, Räucherung und dem Gebete des Priesters sinnbildlich zum Prediger Gottes bestimmt wurden. Die Namen, die sie bei der Taufe empfingen, etwa Susanna, Dominika, Maria, Gloriosa, Preciosa, Speziosa, verraten gewissermaßen schon, zu welchen imposanten Persönlichkeiten die Glockendamen sich im Laufe der Zeit ausgewachsen hatten. Männliche Namen wie Sigismundus kommen auch vor, sind aber seltener. An Stelle des heidnischen Schreckens war längst eine christliche Vertraulichkeit getreten, zuweilen in Spitznamen sich äußernd, die ihnen das Volk ungeachtet der erhabenen Höhe, woraus sie ihm sein Tagewerk wie seine allgemeinen und besonderen Schicksale verkündigten, beilegte. Gewöhnlich drückten sie die Eigentümlichkeiten des Klanges aus, beispielsweise den rauen Ton, um dessentwillen das Bischofsglöckchen im älteren Kölner Dom „Räuertchen“ genannt wurde. Die Sturmglöcke des Merseburger Domes hieß man die „Klingerin“ (Klinsa), eine der Glocken in St. Stefan zu Wien die „Pummerin“. Noch in den Tagen der französischen Revolution gab die gewichtige Pariserin, die Notre-Dame-Glocke „Emanuel Louise Thérèse“, da sie das fatale Geschäft des Sturmläutens, wie es scheint auf eine etwas brummige Art besorgte, zu einem Wortspiel Anlaß; man gab ihr den Namen le bourdon, was ja ebensogut eine große Glocke wie einen Brummbaß bedeuten kann. Mitunter hatte es mit den Nebennamen eine andere Bewandtnis. Wir müssen in dieser Beziehung noch einmal den

Kölner „Saufang“ erwähnen, weil er einen interessanten Einblick in die Art gewährt, wie Sagen entstehen. Diese uralte Glocke, die in der Cäcilienkirche hing, bevor sie ins Museum wanderte, soll von Schweinen aus der Erde gewühlt worden sein, was auch einer Glocke zu Riedebeck bei Luckau nachgesagt wird. Nun liest man, daß die Bönnigheimer beim Herannahen der Franzosen unter Mélac ihre Glocke eilig vergruben, wohl damit sie nicht zu feindlichem Schießmaterial umgegossen werde. Auch sollen die Bürger eines Rheinstädtchens, dessen Name nichts zur Sache tut, um ihre Glocke vor den Schweden zu retten, sie in den Strom versenkt haben, wo sie allerdings so gut geborgen war, daß man sie nachher selbst nicht mehr finden konnte. Kanonen kannte man zu der Zeit, da die Cäcilienglocke mit jenen Haustieren in Verbindung gebracht wird, noch nicht; dafür war eine Glocke damals gewiß noch eine Seltenheit, ein Schatz, den man wohl einmal wie andere Schätze sorglich verscharrte, als der Feind vor den Toren stand. Wer weiß, wie lange sie in den Wirren und Aufregungen halbvergessen in der Erde ruhte, bis eines schönen Tages Schweine in ihrer philosophischen Beschäftigung so tief gedrungen waren, daß sie die Glocke bloslegten, worüber dann Kinder und törichte Leute sich nicht wenig gewundert und später noch häufig davon gesprochen haben möchten. Schon in der nächsten Generation, wenn nicht früher, war dann aus dem sehr natürlichen Abenteuer der Glocke der höchst erstaunliche Ursprung ihrer Existenz geworden und damit die absonderliche Mär reif für die Nachwelt.

Von andern Glocken meldet man, daß sie aufs Glücklichste vollendet, noch auf dem Wege von der Werkstatt zum Turme Schaden erlitten, wobei es sich um nichts anderes als um einen Racheakt der bösen Geister oder entrückten Heidengötter handeln könnte. Eine derartige Sage hat bekanntlich Gerhart Hauptmann zum Angelpunkte seines erfolgreichen Märchendramas „Die versunkene Glocke“ gemacht. In diesem Zusammenhange ist auch der meerbegruenen Stadt Vineta zu gedenken, deren Geläute an windstiller Tagen Schiffen und Dichtern vernehmbar wird. Wenn die Glocken Name und Stimme haben, warum sollen sie nicht obendrein wie ein Mensch freie Handlungsfähigkeit besitzen? So werden die Glocken in der Vorstellung des Volkes zu Persönlichkeiten, die, falls sie nicht gar auf die Beine sich machen wie Goethes „wandelnde Glocke“, gelegentlich wichtige Dinge mitteilen, den Tod eines Heiligen, eines Kaisers oder Papstes, oder drohendes Unglück und Verbrechen an sagen, indem sie von selbst zu läuten beginnen. Spaniens Missgeschicke vorauszukünden, war z. B. die spezielle Aufgabe der Glocke von Villala in Aragonien; sollte sie heute noch vorhanden sein, so wird sie wohl in den letzten Jahren

oft und schmerzvoll geklungen haben. Da vom Gründonnerstagmorgen bis zum Abend vor Ostern die Glocken in den katholischen Kirchen nicht geläutet werden, so sagt man in Frankreich und am Rhein, sie seien auf ihrer alljährlichen Wallfahrt nach Rom des päpstlichen Segens wegen, oder wie die rheinische Jugend in angeborener Schalkhaftigkeit versichert, um Weck und Milch zu schmausen.

Doch genug. Es ist um so überflüssiger, die Glockensagen hier samt und sonders in prosaischem Bericht aufzuzählen, als sie in poetischer Gestaltung ausgiebig von unsren Balladendichtern behandelt worden sind. Zum Schlusse noch ein kurzer Hinweis auf die Beziehungen zwischen Glocken und Menschen in gegenwärtiger Zeit. Sie sind nicht minder lebendig geblieben, wie einst im frommen Mittelalter, so wenig fromm im Großen und Ganzen die Neuzeit auch sein mag. Nur der Ausdruck hat sich entsprechend dem geistigen Charakter überhaupt geändert. Nicht mehr episch in bunten Sagen und Legenden auf Goldgrund, aus einer naiven, zu Personifikationen und Gestaltungen drängenden Phantasie heraus, vielmehr lyrisch kraft einer mächtig entwickelten Subjektivität eines quellenden Empfindungsreichtums, worauf zumal das Musikalische wie der Magnet aufs Eisen wirkt, setzen wir uns heute mit den Glocken auseinander. Dennoch gibt das Musikalische als solches keineswegs den Ausschlag. Wohl mag der moderne Mensch, der ja die höchsten Offenbarungen des musikalischen Genius sozusagen noch erlebt hat und daher die Musik recht eigentlich als seine Kunst betrachtet, während er in den andern Künsten selbst deren Könige auf Könige zurückblicken sieht, die zum Teil viel gewaltiger waren, wohl mag er auch rein musikalisch beim Klange eines schönen Geläutes schwelgen und darin ein Mittelding zwischen der unartikulirten Musik der Natur und den wundervollen Artikulationen seiner Kunstmusik entzückt genießen. Allein dies erschöpft nicht die Summe von Empfindungen, die er aus dem Klange herauersholt. Es ist mit den Glockentönen, deren Bedeutung — die großen Feste, die öffentlichen und privaten Ereignisse — die zu seiner Seele sprechen, deren Stimmungen ihn beim Geläute erfüllen. Wenn auch die alte enge Gemeinschaft von kirchlichem und bürgerlichem Leben nicht mehr besteht, die Momente, in denen uns der Glockenklang zumeist ergreift, sind jene Höhepunkte, jene Freudens- und Schmerzensstationen des Daseins, die der religiösen Weihe nicht ermangeln wollen, gleichviel welche Formen dabei beliebt werden mögen. So sind die Stimmungen, die der Glockenschall in uns auslöst, auf religiösem Grunde allgemein-menschliche, wir empfinden es daher auch als unschön, wo der vertraute Ton in tendenziöser Weise ausgelegt wird, wie etwa wenn Heine ihn ironisiert:

„Die Glocken, die eisernen Hunde der Luft,
Erheben ein Freudengebelle.“

Wir wissen uns vielmehr mit der sympathischen Auffassung eins, die im Allgemeinen unsere Dichter und auch Heine an andern Stellen vom Glockengeläute haben und unwillkürlich recitiren wir, wollen wir ihm gegenüber den Standpunkt moderner Physik betonen, die prachtvolle Scene, worin der Klang der Osterglocken Faust die Gifschale vom Munde zieht:

„Was sucht ihr mächtig und gelind,
Ihr Himmelstöne mich am Staube?
Klingt dort umher, wo weiche Menschen sind.
Die Botschaft hör' ich wohl, allein mir fehlt der Glaube!

Und doch, an diesen Klang von Jugend auf gewöhnt,
Ruft er auch jetzt zurück mich in das Leben. u. s. w.

Wie nahe dem Volksgemüt die Glocken nach wie vor stehen, das hat besonders Schillers Lied von der Glocke dargetan, das nun seit hundert Jahren in unverminderter Anziehungskraft den ganzen Bereich ihrer Beziehungen zum Menschenleben vorführt, unter anderm auch jene Sturmblaute, von denen Chateaubriand in seinem Génie du christianisme als Ohrenzeuge erzählt: „Noch jetzt sträuben sich die Haare auf dem Haupte empor, bei der Erinnerung an jene Tage des Mordes und Brandes, die von den Schreien der Sturmglöckchen wiederhallten.“ Hören wir irgendwo ein Sterbeglöckchen klingen, so fällt uns gewiß Uhlands „Kapelle“ ein, daß wir mit ihm sprechen: „Hirtenknabe, Hirtenknabe! Dir auch singt man dort einmal.“ Sogar ein so spezifisch kirchliches Geläute wie das der Abeglocke hat in der neueren Dichtung ein tausendfaches Echo gefunden, wenn es auch kaum zum zweiten Male zu so herrlichen Versen die Inspiration gab, wie diejenigen, womit der achte Gesang von Dantes Purgatorio anhebt:

„O Stunde, da der Schiffende bang lauert
Und sich zur Haimat sehnet an dem Tage,
Da er von süßen Freunden ist geschieden,
Da in des Pilgers Herz die Liebe trauert
Auf erster Fahrt, wenn ferner Glocken Klage
Den Tag beweinet, der da stirbt in Frieden!“

Vers, die Byron in seinen Don Juan, Clemens Brentano in sein Goethe-märchen verwoben hat.

Der Leser mag nach seinen Lieblingsdichtern ergänzen, was des Weiteren auszuführen unnötig ist, da es eine eigene anthologische Studie von beträchtlichem Umfang erfordern würde. War es doch überhaupt

nur unsere Absicht, die Fälle von Beziehungen und Wirkungen, die ein so einfaches Gerät hervorgerufen hat, andeutungsweise zu behandeln, den weiteren Verfolg aber jedem nach Neigung zu überlassen.

Königin Viktoria von England.

Wenn nicht eine glänzende Herrscherin im Stile Elisabeths, nach welcher ein ganzes Zeitalter seinen Namen bekam, so war die am 22. Januar auf Schloß Osborne gestorbene und am 2. Februar unter pompösem

Geleite zur Leichenfeier nach London und von da zur Beisetzung nach Windsor abgeholt Königin vielleicht mehr als das, indem sie, der Rechte und Pflichten einer konstitutionellen Monarchin wohl bewußt, sich vor allem die hohe Aufgabe stellte, die erste beispielgebende Frau eines Reiches zu sein, dessen Bevölkerung (350 Millionen) bei nahe ein Viertel der Menschheit beträgt. Wer in England gelebt hat, weiß, mit welcher ungeheuren Ehrfurcht das ganze Volk zu ihr empor sah,



Königin Viktoria von England.

und wie sehr es ihr gelungen ist, durch vornehm einfaches Wesen, strenge Pflichterfüllung, ernste Lebensauffassung, Herzengüte und Wohlthätigkeit sich die Liebe eines freien Volkes und ihrer Untertanen zu erwerben. Sie war ihrem Gemahl, dem sie im zwanzigsten Jahre angetraut wurde, eine hingebende Gattin und blieb bis zum letzten Atemzug pietätvoll dankbar für die geistige Richtung die er während ihres schönen Zusammenlebens ihrem